

von der Besiedlungsgeschichte des römischen Köln nicht mehr entspricht (S. 61). Die stark gewerblichen suburbia der colonia Claudia Ara Agrippinensium lagen rund um die ummauerte Stadt herum, auch im Osten, wie die Karte Taf. 3 bei Fremersdorf, *Neue Beiträge zur Topographie des römischen Köln*, Röm.-Germ. Forsch. 18 (1950) zeigt. Aus der Richtung der römischen Stadterweiterungen Kölns ist also kein Gegensatz zur Anlage der mittelalterlichen Rheinvorstadt der Kaufleute herauszulesen.

Die Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte Kölns und seiner Baudenkmäler, die über die Hälfte des inhaltreichen Bandes füllen, vermag der Rez. nicht zu beurteilen. Darum werden hier nur die Titel der Aufsätze angeführt: E. Hegel, *Die Entstehung des mittelalterlichen Pfarrsystems der Stadt Köln* (69–89); W. Zimmermann, *Neue Beobachtungen zur Baugeschichte von Groß St. Martin in Köln* (107–140); A. Verbeek, *Zur Baugeschichte der Kölner Minoritenkirche* (141–163); A. Verbeek u. W. Zimmermann, *Zur Baugeschichte der Kirchen St. Alban, St. Johann Baptist und St. Peter* (164–179); P. A. Tholen †, *Drei untergegangene Kölner Kirchen* (dabei sind auch römische Funde erwähnt) (180–190). Den Sammelband schließt ein erschütterndes Verzeichnis der ‚Zerstörungen an Kölner Bauwerken während des Krieges 1939–1945‘ von A. Verbeek und W. Zimmermann ab (191–215).

Bonn.

Harald v. Petrikovits.

H. Schneider, Germanische Altertumskunde. Verbessertes Nachdruck der 1938 erschienenen 1. Aufl. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1951. 504 S., 18 Taf., 3 Karten.

Es ist sehr zu begrüßen, daß die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung dieses 1938 zuerst erschienene Buch 1951 neu aufgelegt hat. Die neue Auflage hat die vorzügliche Ausstattung ihrer Vorgängerin beibehalten und ist ein im ganzen unveränderter ‚verbessertes Nachdruck‘ derselben, welcher durch einzelne Nachträge ergänzt worden ist. Die Tatsache, daß der Herausgeber die Anlage des Werkes in keiner Weise zu ändern brauchte, ist allein ein guter Maßstab für die stabile Qualität des Buches.

Der Begriff des ‚Germanischen Altertums‘ ist von H. Schneider allein auf jenen Lebensabschnitt des Germanentums bezogen, welcher zwischen den vorgeschichtlichen, d. h. überlieferunglosen Perioden und der auf die Völkerwanderungszeit folgenden Auflösung des Germanentums liegt und durch germanische oder mittelmeerische Schriftquellen unmittelbar oder mittelbar erhellt wird. Von dieser als ‚klassisch‘ bezeichneten Zeit des Germanentums eine lebendige und vielseitige Anschauung zu geben, ist der Zweck des Buches. Naturgemäß mußten bei dieser Auffassung des Themas in erster Linie die Ergebnisse der germanistischen und historischen Wissenschaft herangezogen werden, doch sind auch archäologische Quellen in einzelnen Beiträgen mit verarbeitet worden (z. B. Hausbau, Felszeichnungen, röm. Denkmäler germanischer Götterverehrung). Es liegt nicht im Rahmen dieser Zeitschrift, die von hervorragenden Sachkennern geschriebenen, knapp und übersichtlich gehaltenen Beiträge zu besprechen, die, von der schriftlichen Überlieferung ausgehend, einen klaren Einblick in die einzelnen Lebensbereiche vermitteln, wobei auch der derzeitige Stand der Forschung, ihre Möglichkeiten und ihre Schwierigkeiten, gebührend gewürdigt werden (S. Gutenbrunner, *Volkstum und Wanderung*; W. Mohr, *Umwelt und Lebensform*; H. Kuhn, *Kriegswesen und Seefahrt. Sitte und Sittlichkeit*; F. Genzmer, *Staat und Gesellschaft*; H. Schneider, *Glauben*; H. de Boor, *Dichtung*; K. Reichardt, *Schrift*).

Es wäre für das Buch wohl ein Gewinn gewesen, wenn man den Versuch gewagt hätte, in ähnlich vielseitiger Weise auch das archäologische Quellenmaterial in seiner Gesamtheit für die Kulturgeschichte jener ‚klassischen‘ Epoche auszuwerten, wie es

etwa H. Zeiß in: L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung², 2. Teil, 1. Lief. (1940) versucht hat. Dieses Quellenmaterial könnte zunächst mancherlei Aufschlüsse darüber geben, inwieweit sich die mit dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung beginnende „klassische“ Epoche des Germanentums auch in anderer Hinsicht von den vorgeschichtlichen Perioden absondern läßt und inwiefern sie nur als deren ungebrochene Fortsetzung zu betrachten ist, welche durch den zufälligen Beginn der schriftlichen Überlieferung in viel hellerem Lichte erscheint. Aber auch für die Schilderung der allgemeinen kulturellen Zustände hätte eine zusammenfassende Behandlung der erhaltenen Bodenfunde wichtiges Material beitragen können. W. v. Jennys Beitrag über die Kunst hat eine so umfassende Fragestellung nicht beabsichtigt und seine Betrachtungsweise, die die Altertümer hauptsächlich als Kunstwerke wertet, beschränkt sich weitgehend auf stilistische Fragen. Aber auch der auf der Stilkritik basierende Versuch, die völkerwanderungszeitliche Kunst der Germanen als Ganzheit zu betrachten, scheint mir nicht überzeugend gelungen zu sein. Der von Chr. Geb. bis 300 währende „sachliche Stil“, welcher von der Ornamentierung einiger Fibeln abgeleitet wird, dürfte sich kaum als kennzeichnend für das gesamte germanische Kunsthandwerk jener Zeitspanne erweisen lassen. Der „farbige Stil“ (300—550) soll nach einer weitverbreiteten Meinung bei den Goten während ihres Aufenthaltes in Südrußland entstanden sein. Da alle Elemente dieses Zierstiles im vorderasiatischen und mittelmeerischen Kunsthandwerk wurzeln und dort auch weiterleben, ist eine Begründung des schöpferischen Anteils der Goten an ihm kaum zu erbringen. Das ihm besonders eigene Zellenwerk gelangt zudem erst im Verlauf des 5. Jahrh. zur Blüte, als die Goten Südrußland schon verlassen hatten. Der „farbige Stil“ dürfte so vielmehr als eine auf östliche Anregungen zurückgehende allgemein-mittelmeerische Erscheinung zu werten sein, deren sich u. a. freilich auch die Goten bedient haben (s. Bonn. Jahrb. 148, 1948, 232). Gänzlich unabhängig von dieser Zierweise entsteht nun aus Anregungen des spät-römischen Kunsthandwerks heraus im nordgermanischen Raum der Tierstil. Es ist fraglich, ob die Goldschmiede wirklich nur bestrebt waren, aus den Tiergestalten „ein rein ornamentales Tierreich zu bilden, dessen Wesen dem Träger weniger anspruchsvoll gegenüberzutreten, die gänzlich auf die Aufgabe des Dienens und Schmückens abgestellt sind“ (S. 469). Da diese Tiere auch in der apotropäischen Gruppe zu beiden Seiten einer Maske erscheinen, ist durchaus mit einer unheilabwehrenden Bedeutung dieser Zierweise zu rechnen (H. Weigert, Festschrift W. Pinder [1938] 81ff.). Wiederum unabhängig vom Tierstil sind dann die ersten figürlichen Darstellungen dieses germanischen Kulturbereiches entstanden, welche zumeist auch auf Anregungen des Mittelmeerraumes zurückgehen (Zeiß, Das Heilsbild in der germanischen Kunst des frühen Mittelalters [1941]).

Insgesamt betrachtet bilden m. E. die von v. Jenny herausgearbeiteten „Stilstufen“ in der Entwicklung der „germanisch-frühgeschichtlichen Kunst“ nicht eine ursächlich miteinander verbundene Einheit, sondern sie spiegeln vielmehr die verschiedenen Arten wider, in welchen Anregungen des Mittelmeerraumes im germanischen Bereich aufgenommen und umgebildet wurden. Sicherlich wäre das Besondere der germanischen Geisteshaltung jener Epoche dem Benutzer der Schneiderschen Altertumskunde deutlicher vor Augen getreten, wenn sich diese mehr die allgemein-kulturgeschichtliche Auswertung der erhaltenen Altertümer zum Thema gestellt hätte als deren hauptsächlich kunstgeschichtlich-stilkritische Betrachtung.

Bonn.

Kurt Böhner.